



MARTIN VON ARNDT

TAGE DER NEEMESIS

ROMAN

ars vivendi

Martin von Arndt

Tage der Nemesis

Roman, ca. 270 Seiten | ars vivendi Verlag Cadolzburg 2014

Frühjahr 1921: Im vornehmen Berliner Stadtteil Charlottenburg wird die Leiche des ehemaligen türkischen Staatsführers Talât Pascha gefunden. Kommissar Andreas Eckart erkennt in dem Toten einen der Hauptverantwortlichen für den Völkermord an den Armeniern aus dem Jahr 1915 und kommt rasch einer Terrororganisation auf die Spur, die Rache für die Opfer des Genozids nimmt und die politischen Entscheidungsträger von damals im Visier hat.

Als weitere Attentate geschehen, führen die Ermittlungen Eckart bis nach Rom. Doch je weiter der Kommissar mit seinen Recherchen voranschreitet, desto tiefer verstrickt er sich in die politischen Winkelzüge eines zutiefst verfeindeten Europas, das zwischen den Katastrophen zweier Weltkriege steht. Schließlich gerät Eckart selbst ins Fadenkreuz der Attentäter ...

Ein atemloser Politthriller um wahre Verbrechen, der die politisch aufgeheizte Atmosphäre der Zwanzigerjahre eindrücklich einfängt.

ISBN: 978-3-86913-424-6 | Kindle: 978-3-86913-305-8

© Martin von Arndt / ars vivendi Verlag
Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit ausdrücklicher Genehmigung des Verlags. Jede unerlaubte Vervielfältigung wird rechtlich verfolgt.
Seitenzahlen, Satz und Schriftbild entsprechen nicht dem gedruckten Buch.

2.

In der Fabrik, dem Polizeipräsidium auf dem Alexanderplatz, herrschte das übliche Mittagsgedränge. Bürodienner hasteten mit Aktenstapeln, die ihren Kopf überragten, durch die Gänge, die langen Röcke der Stenotypistinnen bauschten sich beim Versuch, den Halbblinden auszuweichen. Es roch nach Bohnerwachs, nach Kaffee, Zigaretten und nassen Lumpen. In den schlecht geheizten Räumen saßen Kripobeamte in ihren Wintermänteln. Über allem lag das Geräusch ratternder Schreibmaschinen.

Eckart schüttelte zwei sich ihm aufdrängende Kollegen ab und strebte seinem Büro zu. Noch im Auto hatte er Rosenberg angewiesen, die Spurensicherung in die Wohnung des Täters zu schicken, Papiere zu konfiszieren und alles zu versiegeln.

Vor der offenen Tür des Vernehmungsraumes blieb er abrupt stehen und spähte vorsichtig hinein, ohne selbst gesehen zu werden.

»Ist er das?« fragte er Wagner, der einen Zusammenstoß mit seinem Vorgesetzten gerade noch verhindern konnte.

Auf dem Delinquentenstuhl saß ein gutaussehender junger Mann in Hemdsärmeln. Mittelgroß, mager. Seine linke Wange zeigte einen tiefen Kratzer, er hatte verkrustetes Blut auf der Stirn und auf dem Kragen. Das Gesicht eines französischen Aristokraten, dachte Eckart: ausdrucksstarke Lippen, fein geschwungene Nase, das Haar à la mode zurückgekämmt. Nur dass er auffallend bleich war und den Kopf einzog.

»Erkennungsdienstlich ist er behandelt. Ein ...« Wagner stutzte und deutete auf einen maschinengeschriebenen Zettel: »Ich kann das nicht aussprechen. Hat einen persischen Pass.«

»Soghomon Tehlerian. Soghomon, klingt wie ›Salomon‹. Gut, Sie fangen mit der Befragung an, ich stoße gleich zu Ihnen. Rosenberg: Sie knüpfen sich die Zeugen noch einmal vor. Vielleicht hat ja doch einer etwas gesehen, das uns weiterbringt.«

Eckart durchwanderte den Korridor. In der Telefonzentrale ließ er sich mit dem zuständigen Staatsanwalt verbinden. Wie immer brauchte es dazu wegen der Fehlschaltungen unzählige Anläufe, und wie immer war Staatsanwalt von Sand dann nicht an seinem Schreibtisch. Er verkörperte den Typus preußischer Junker, der in der Großstadt schnell vorankommen wollte – einer von denen, die sich jeder Regierung anzudienen wussten. Seine Karriere unter Kaiser Wilhelm hatte ihm in der Republik noch nicht geschadet, dafür hatte er gesorgt. Unter erfolgreicher Arbeit verstand er, bei allen wichtigen Dinern des Berliner Justizapparats anwesend zu sein und seine Pariser Couture effektiv aufzutragen. Den Rest überließ er meist seinen Referendaren.

Auf Eckarts Drängen erklärte einer dieser müden, unterbezahlten Handlanger, dass ein gewisser Ernst Jäckh, Mitarbeiter des Auswärtigen Amtes, die Schupos mit großem Nachdruck darauf aufmerksam gemacht habe, dass der Tote auf dem Charlottenburger Gehsteig eine Art türkischer Bismarck sei, der unmöglich der Schaulust neugieriger Passanten ausgesetzt werden dürfe. Staatsanwalt von Sand habe

daraufhin keine Minute gezögert und angeordnet, dass die Leiche in die Wohnung der Witwe zu bringen sei.

Eckart murmelte einige Worte, die sein Telefonpartner kaum verstanden haben dürfte und verbiss seine Wut zwischen den Zähnen. Dann hängte er ein, atmete mit solcher Vehemenz aus, dass die Telefonistinnen einander Blicke zuwarfen, und ging zurück zum Vernehmungszimmer. Schon von Weitem hörte er Wagners Stimme.

»Benutzt. Be-nut-zen. Wie Sie die benutzt haben?«

Er hörte einen metallisch nachklingenden Schlag, dann wieder die Stimme Wagners.

»Parlehu franzehs?«

»Oui.«

»Nu, ich aber nich, wo kämen wir denn da hin?«

Bei seinem Eintritt fasste Eckart die Szenerie ins Auge: ein Schreibtisch, Stühle, der seines Assistenten verwaist. Wagner war aufgesprungen, eine qualmende Zigarette im Mund, und fluchte vor sich hin. Die Stenotypistin sah abwechselnd mit scheuem Blick von Wagner zum Delinquenten, dann wieder zu Wagner. Tehlerian saß noch immer mit gesenktem Kopf. Seine Hände steckten in improvisierten Handfesseln – ein Wachmann hatte ein Seil genommen und es mit zwei Holzklötzen auf Schiffermanier verknotet –, er hielt sie zwischen den Oberschenkeln, die in leiser Nervosität wippten. Bei Eckarts Eintritt sah er zu ihm hin und sprach die Worte: »Ich Armenier, der Türke. Deutschland kein Schaden.«

Auf dem Tisch lag die Tatwaffe, daneben ein schwarzer Velourshut mit großem Blutfleck.

»Was ist los, Wagner?«

Eckart ließ den Hut nicht aus den Augen.

»Ich Armenier, der Türke«. Mehr sagt der nicht. Der kann kein Deutsch. Sprechen Sie Französisch?«

»Nein. Kümmern Sie sich um einen Dolmetscher.«

»Nu, und wie soll das gehen? Ich kenne keine Perser.«

»Mann, Wagner, Sie sind komplett unfähig! Außerdem ist er kein Perser.«

»Aber sein Pass ...?«

»Ist so schlecht gefälscht, dass man es mit bloßem Auge sieht. Holen Sie mir jemanden, der Armenisch spricht.«

»Armenisch«, knurrte Wagner und stand auf, »Armenisch! Wenn sich diese Kaffern wegen ein paar Melonen gegenseitig totschießen, was geht das uns eigentlich an?«

Eckart legte Wagner drohend eine Hand auf die Schulter und zog ihn aus dem Zimmer.

»Was es *uns* angeht, Wagner? Was es uns *angeht*?? Haben Sie vergessen, dass Sie in einer Mordkommission arbeiten? Mord ist Mord, und mir ist gottverdammte egal, ob das Opfer Deutscher ist, Türke oder Chinese. Diesen chauvinistischen Mist können Sie Ihren Freikorpskameraden am Stammtisch erzählen, aber hier will ich ihn nicht mehr hören. Haben wir uns verstanden, Wagner?«

Die Augen des Kleineren irrlichterten, er murmelte einige unverständliche Worte.

»Unterfeldwebel Wagner?«, sagte Eckart mit scharfem Schnarrton in seiner Stimme. Sein Gegenüber klappte die Hacken zusammen, stand von einer Sekunde auf die andere militärisch stramm.

»Jawohl, Herr Leutnant. Verstanden, Herr Leutnant.«

Rosenberg kehrte zurück. Schon als er auf den Kommissar zusteuerte, öffnete er seine Kladde. Er blieb stehen und stutzte, blätterte kurz in dem Büchlein, dann kramte er in seinen Taschen, zog ein weiteres heraus, nickte und begann abzulesen.

»Das Opfer ist soeben in die Rechtsmedizin in der Charlottenburger Leichenhalle gebracht worden. Und jetzt raten Sie einmal ...«

»Kein Obsthändler.«

»Nein, kein Obsthändler.«

Der Assistent strahlte über seine Kladde hinweg.

»Jetzt machen Sie schon, Rosenberg!«

»Mehmet Talât, 46 Jahre, seit November 1918 in Berlin – ehemaliger Innenminister und Großwesir des Osmanischen Reichs!«

Eckart pffiff durch die Vorderzähne.

»Wie ich vermutet habe: ganz schönes Früchtchen. Da werden wir noch viel Freude mit dem Auswärtigen Amt haben. Stellen Sie mir zusammen, was Sie über diesen Talât finden können.«

»Auch im Pressearchiv?«

»Vor allem dort.«

Talât. Eckart überlegte. Seine eigenen Erlebnisse an der Westfront hatten verdrängt, woran er sich bezüglich der Berichterstattung von fernen Kriegsschauplätzen überhaupt noch erinnern konnte. Irgendein Journalist hatte den türkischen Großwesir einmal den »stärksten Mann zwischen Berlin und der Hölle« genannt. Mehr wusste Eckart nicht. Und dann riss ihn Rosenberg aus seinen Gedanken.

»Herr Kommissar ...?«

»Ja?«

»Brauchen Sie mich noch?«

»Die Zeugenvernehmung, Rosenberg?«

»Die Zeugenvernehmung, natürlich.«

Rosenberg blätterte hastig in seinem Büchlein.

»Also, ein Zeuge behauptet, die beiden Männer hätten eine Weile friedlich miteinander gesprochen, dann habe der eine plötzlich seine Waffe gezogen und das ganze Magazin verfeuert.«

Eckart rollte mit den Augen.

»Ein anderer – er ist übrigens einer von unseren Achtgroschenjungen – will gesehen haben, wie ...«

»Rosenberg ...?«

»Herr Kommissar?«

»Ich mag den Ausdruck nicht.«

»Ja, Herr Kommissar. Also einer unserer ›Zuträger‹ vom Bülowbogen will gesehen haben, dass der Armenier auch auf die Ehefrau des Ermordeten geschossen hat.«

»Hat er?«

»Nein.«

»Fabelhaft.« Eckart schnaufte mit sichtlichem Missvergnügen. »Diese Zeugenaussagen sind mal wieder überhaupt nichts wert. Die Roten im Wedding wissen grundsätzlich nüscht, und die Charlottenburger sehen Gespenster.«

Am anderen Ende des Korridors tauchten zwei Schatten auf. Sie wuchsen zu grotesk langen Formen und schrumpften wieder zusammen, wuchsen und schrumpften, als sie sich unter den kaltes Licht verbreitenden Deckenleuchten all-

mählich näherten. Schließlich erkannte Eckart Wagner, der vorneweg ging. Ihm folgte eine junge Frau in Wintermantel und Rock, der ihr nur knapp übers Knie reichte. Dem Aussehen nach konnte sie erst vor Kurzem großjährig geworden sein. Sie war klein und zierlich, die knabenhafte neue Frauenmode betonte ihre schmale Gestalt. Als sie herangekommen war, sah er, dass sie ihr Haar, das die Tönung von gebranntem Siena besaß, kurz trug. Er ertappte sich dabei, wie er viel zu lange in dieses Gesicht blickte. Dann hörte er Wagners näselnde Stimme:

»Die Dolmetscherin, Frau Tomasian.«

Die junge Frau wehrte ab.

»Fräulein, noch immer Fräulein.«

Rosenbergs Miene hellte sich merklich auf. Eckart warf ihm einen missbilligenden Blick zu.

»In Armenien wäre ich längst eine alte Jungfer und hier nennt man mich immer noch ›Fräulein.«

Sie hatte keinen merklichen Akzent in ihrer etwas heiser klingenden Stimme. Nach der Begrüßung entstand zwischen den vieren ein längeres Schweigen, die Blicke der Dolmetscherin sprangen von Eckart zu Rosenberg und wieder zu Eckart. Ihre Pupillen weiteten sich.

[...]

»Bitte, Fräulein Tomasian: Fragen Sie ihn, wie er Talât getötet hat.«

Zwischen der Frage der Dolmetscherin, Tehlerians Antwort und der erneuten Übersetzung verging viel Zeit. Eck-

art musterte die Augen des jungen Mannes, den Mund, die Hände, schließlich die Beine, die rhythmisch zu wippen begonnen hatten.

»Auf dieselbe Weise, auf die *er* eine Million Menschen getötet hat, sagt er.«

»Eine Million?« Wagner fuhr auf. »Wovon redet der?«

»Alles der Reihe nach, Wagner. – Sie sind Perser?«

»Nein.«

»Und Ihr Pass?«

»Ich habe einen persischen Ausweis, aber ich bin türkischer Staatsbürger. Ich wurde im Dorf Pakariç geboren, das liegt im Distrikt Erzincan.«

Wagner schlug mit der Faust auf den Tisch.

»Dieses Gegurgel, das ist doch keine Sprache!«

Eckart fuhr herum.

»Gottverdammte, Wagner! Haben Sie nichts Besseres zu tun?«

»Dieses ›Gegurgel, Herr Wagner«, die Dolmetscherin sprach den Namen scharf, mit übertriebenem Akzent, »hatte bereits eine große Dichtkunst, da haben Ihre Vorfahren noch Bäume angebetet.«

Der Kommissar wandte sich der Stenotypistin zu.

»Das schreiben Sie nicht mit, hören Sie?«

Die Dolmetscherin sah vorsichtig zu Eckart hin. Der nickte ihr zu, was sowohl als Aufforderung gedeutet werden konnte, im Gespräch fortzufahren, wie auch als Zustimmung zu ihrer Replik. Wie ein abgekanzelter Schuljunge stellte sich Wagner in eine hintere Ecke des Raums, in Tehlerians Rücken. Eckart schaute seinen Assistenten schmallippig an,

atmete zweimal tief durch, dann setzte er die Vernehmung mit ruhiger Stimme fort:

»Warum laufen Sie mit falschem Pass herum?«

»Weil es nicht anders möglich ist. Seit den Massakern bekommt kein Armenier einen türkischen Pass.«

Seit den Massakern. Eckart sah, dass Rosenberg das Wort in Druckbuchstaben schrieb und zweimal unterstrich; dann setzte er ein Fragezeichen dahinter.

»Wissen Sie, wer Ali Sai Bey war? Der Mann, den Sie vor der Hardenbergstraße 17 getötet haben?«

»Ja. Er war Talât Pascha.«

»Was hat Sie veranlasst, zum Mörder zu werden?«

Tehlerian atmete in kurzen Stößen ein und aus. Er rieb mit schweißnassen Händen über seine Hose, hinterließ dunkle Flecken auf dem Stoff.

»Ich habe einen Menschen getötet, aber ein Mörder bin ich nicht. Talât war einer. Er hat unser Volk vernichtet. Ich kann Ihnen all die Grausamkeiten beschreiben, die er auf den Straßen zwischen Konstantinopel und Deir ez-Zor in Syrien begangen hat.«

Der junge Mann hatte zuletzt mit sanfter Stimme, fast gehaucht gesprochen. Hin und wieder verdrehte er die Augen, sodass man nur das Weiße in ihnen sah.

»Epileptiker?«, flüsterte Rosenberg, der seinen Mund Eckarts Ohr genähert hatte.

»Oder einer, der uns glauben machen will, dass er einer ist«, erwiderte Eckart laut. Die Dolmetscherin fasste den Kommissar ins Auge. Der lehnte sich ein wenig in seinem Stuhl zurück.

»Wann sind diese Grausamkeiten begangen worden?«

»1915. Und die Jahre darauf.«

»Im Krieg.«

»Es war Krieg. Aber das waren keine Kriegsmaßnahmen. Sie haben Frauen und Kinder getötet. Frauen und Kinder sind keine Soldaten. Selbst wenn man heilige Kriege erklärt, darf man das nicht.«

Die junge Frau hatte nicht übersetzt, es waren ihre Worte. Wieder sah sie vorsichtig zu Eckart hin, der überrascht war, aber nichts erwiderte.

»Während des Kriegs«, sagte er schließlich, »herrschte in Deutschland eine strenge Pressezensur. Können Sie uns etwas über diese Massaker erzählen, Fräulein Tomasian?«

Die Dolmetscherin begann nervös in den Taschen ihres Mantels zu fingern. Es roch nach altem Holz. Im Vernehmungszimmer, dessen einziges Fenster winzig klein war und das Tag und Nacht von blakenden Glühlampen erleuchtet wurde, begann das Licht zu flackern und ging für Sekundenbruchteile ganz aus. Das Schweigen wurde lastender, bis die junge Frau Zigaretten für ihren Landsmann und sich zutage förderte. Tehlerian ergriff sie hastig und begann ebenso hastig zu rauchen.

»In den Jahren zwischen 1876 und 1908«, sagte die Dolmetscherin zögernd und atmete Rauch durch die Nase aus, »herrschte im Osmanischen Reich ein Tyrann, Sultan Abdülhamid II. Seine Herrschaft war so grausam und er war so verhasst, dass sich überall im Land die jungen Männer zu Geheimbünden zusammenschlossen, um ihn zu stürzen. Unter den Revolutionären waren auch Armenier. Abdülha-

mid wiegelte das Volk gegen sie auf, er behauptete, es werde zu einer armenischen Verschwörung gegen den Islam kommen; er behauptete, die Armenier wollten das Osmanische Reich vernichten und einen Christenstaat gründen. Er befahl Massaker an den Armeniern, und die Menschen folgten ihm.«

Wagner hatte sich dem Vernehmungstisch genähert und begann mit drei Fingern nervös auf die Tischplatte zu trommeln. Die Dolmetscherin räusperte sich, dann setzte sie wieder an.

»1908 wurde der Sultan endlich gestürzt, von seinen eigenen Offizieren. Die Mitglieder von ›İttihat ve Terakki, dem ›Komitee für Einheit und Fortschritt, übernahmen die Regierung. Wir Armenier haben große Hoffnungen in İttihat gesetzt. Wir sind Seite an Seite marschiert; wir dachten, endlich würden alle Völker Osmans gleich sein und an einem Strang ziehen. Als der Sultan ein Jahr später die Konterrevolution ausrief, haben armenische Politiker, die Daschnaken, Mitglieder von İttihat vor den Schächern von Abdülhamid versteckt. Auch Talât.«

Eckart beobachtete Tehlerian, der vor sich auf den Boden starrte und hin und wieder verstohlen mit den Schultern zuckte.

»Zu Beginn des Weltkriegs wollten sich viele unserer Daschnaken als besondere Freunde der osmanischen Sache hervortun und meldeten sich freiwillig. Aber Talât, Enver und Cemal sahen die Armenier immer nur als Feinde im eigenen Land; sie haben die Ausrottung des ganzen armenischen Volks befohlen. Mehr als eine Million Menschen haben sie in einem Jahr getötet.«

»Wie kann man so viele Menschen in so kurzer Zeit töten?«, fragte Eckart.

»Durch gezielte Massaker. Und auf Todesmärschen durch die Wüste, Hunderte von Kilometern. Man gab ihnen nichts zu trinken und nichts zu essen.«

Eckarts Augen wanderten unruhig zwischen Tehlerian und der Dolmetscherin hin und her.

»War er auch auf einem solchen Marsch?«

»Ja.«

»Ja, sagen *Sie*. Sie haben ihn noch gar nicht gefragt. *Er* soll davon erzählen.«

»Es war Anfang Juni 1915«, übersetzte die junge Frau. »Man hatte den Armeniern befohlen, Erzincan zu verlassen. Wir sollten deportiert werden, aber wir wussten nicht wohin. Geld und Wertsachen mussten wir bei den Behörden abgeben. Wir hatten kein Pferd und keinen Ochsen, durften in der Karawane nur mitnehmen, was wir selbst tragen konnten.«

Tehlerian bat um eine neue Zigarette. Seine Finger zitterten jetzt so stark, dass ihm die Dolmetscherin helfen musste, sie anzuzünden.

»Schon am ersten Tag, kurz nach dem Auszug aus der Stadt, wurden meine Eltern getötet. Die Gendarmen und Soldaten, die unsere Karawane begleiteten, fingen an uns auszuplündern.«

»Sogar Gendarmen?«, fragte Rosenberg.

»Ja. Man kann der Welt kaum erklären, was damals geschehen ist.«

»Hatten Sie denn noch Wertsachen?«

»Einige der reicheren Armenier hatten Geld dabei. Zur Sicherheit. Als Bakschisch. Wir haben uns im Osmanischen Reich schon immer freikaufen müssen. Es ist gut, irgendwo am Leib Gold bei sich zu tragen. Man näht es in die Kleidung ein. Einige von uns hatten so viel Angst vor Leibesvisitationen, dass sie die Münzen geschluckt haben. Die Soldaten haben sie getötet und ihnen Magen und Darm aufgeschlitzt.«

Eckart schloss die Augen. Neben ihm hörte er ein kehliges Geräusch. Rosenberg schien seinen Brechreiz niederzukämpfen.

»Einer der Gendarmen hat meine Schwester weggeschleppt und sie vergewaltigt. Sie ist nicht wiedergekommen. Meine Mutter schrie: ›Ich will mit Blindheit geschlagen sein.‹«

Rosenberg hatte längst aufgehört mitzuschreiben. Er schüttelte den Kopf, konnte gar nicht mehr damit aufhören, den Kopf zu schütteln. Leise sagte er:

»Zum Glück ist so was hier nicht möglich.«

»Glauben Sie?«

Eckart sah Rosenberg nicht an, behielt weiterhin Tehlerian im Auge.

»Glauben Sie, so was wäre hier nicht möglich?«

»Na ja, solche Deportationen würden von unserer demokratischen Presse ...«

Der Kommissar lachte scharf auf.

»Ich weiß nicht, wie viel Ihre demokratische Presse wert ist, Rosenberg. Was bedeuten schon Menschen gegenüber den Interessen von Militär oder Wirtschaft.«

Eckart forderte Tehlerian auf, weiterzusprechen.

»Ich kann mich an diesen Tag nicht mehr erinnern«, sagte der. Er schwieg lange. »Ich will an diesen Tag nicht erinnert werden. Ich will lieber jetzt sterben, als diesen schwarzen Tag noch länger zu schildern. Ich kann darüber nicht sprechen, weil ich alles noch einmal nachfühle, immer wieder.«

Eckarts Mundwinkel begannen zu zucken, er bemühte sich, sie zu kontrollieren. Nicht jetzt, dachte er, nur nicht jetzt! Wieder ballte er seine Linke über der anderen Hand zur Faust.

»Erzählen Sie weiter. Sie haben nur diese eine Gelegenheit«, sagte er. Seine Stimme klang mit einem Mal barsch.

»Sie hatten Erschießungskommandos gebildet. Sie feuerten mitten in die Kolonne. Meine Mutter ist hingefallen, eine Kugel hat sie getroffen. Mein Vater war weiter vorn, auch dort wurde geschossen. Ich habe ihn nicht wiedergesehen.«

»Und was ist Ihnen geschehen?«

»Ich sah, wie der Schädel meines jüngeren Bruders gespalten wurde. Dann spürte ich selbst einen Schlag auf dem Kopf. Ich bin hingefallen. Was nachher war, weiß ich nicht. Wie lange ich dort gelegen habe, weiß ich nicht. Vielleicht zwei Tage. Als ich wach wurde, sah ich in der Nähe viele Leichen. Die meiner Mutter mit dem Gesicht zur Erde. Die meines älteren Bruders lag auf mir.«

»Hatten Sie nicht gesagt, es war der Kopf Ihres jüngeren Bruders, der eingeschlagen wurde?«

»Es war mein älterer Bruder, der auf mir lag.«

»Wie lag er auf Ihnen?«

»Was meinen Sie damit?«

»Was ich damit meine? Lag er mit der Vorderseite seines

Körpers auf der Ihres Körpers? Oder lag er mit dem Rücken auf Ihrem Rücken? Oder mit seiner Vorderseite auf Ihrem Rücken? Das meine ich.«

»Ich weiß es nicht.«

»Was heißt das, Sie wissen es nicht?«

Eckart wischte sich den Schweiß von der Stirn.

»Ich habe keine gute Erinnerung an diesen Moment.«

»Keine gute Erinnerung? An den Moment, in dem Sie aufgewacht sind, haben Sie keine gute Erinnerung?«

»Nein.«

»Was haben Sie gespürt in diesem Moment? Haben Sie seinen Kopf auf Ihrem gespürt, sein Bein an Ihrem Unterleib? Oder haben Sie sein Koppelschloss in Ihrem Gesicht gefühlt?«

»Koppel ...? Das konnte ich nicht feststellen.«

»Das konnten Sie nicht *feststellen*?«

Eckart fuhr auf, begann im Zimmer umherzugehen, er gestikuliert wild, als gäbe er einen Shakespeareschen Helden vor Theaterpublikum.

»In dem Moment, in dem Ihr Bewusstsein wiedergekehrt ist, in dem Sie dieses unmenschliche Grauen vollständig realisiert haben, konnten Sie das nicht feststellen? Nicht *feststellen*?«

»Ich sah in der Nähe viele Leichen. Die meiner Mutter mit dem Gesicht zur Erde. Die meines älteren Bruders lag auf mir.«

»Tehlerian!«, schrie Eckart und schlug mit der Faust gegen die Wand. Die Dolmetscherin brach abrupt in ihrem schnellen Hin und Her ab. Jetzt dreht er total durch, schien der

Blick aus Wagners Augen zu sagen. Auch die anderen im Raum starrten den Kommissar an.

»Was haben Sie gespürt in diesem gottverdammten Moment? Sie sind zwei Tage lang unter Leichen gelegen. Beschreiben Sie mir den Geruch, den Sie in der Nase hatten, als Sie wieder aufgewacht sind. Den Geruch fortschreitender Verwesung.«

Der Angeklagte hielt den Kopf gesenkt, als würde er Schläge erwarten. Seine Finger bebten, die Beine bebten, die Schultern bebten. Dann murmelte er einige Worte. Mit hörbarer Nervosität in der Stimme sagte die Dolmetscherin:

»Ich verstehe nicht, was der Kommissar von mir wissen will.«

»Die Wahrheit will ich wissen, die ganze gottverdammte Wahrheit!«, brüllte Eckart.

Es war so still im Zimmer, dass man das Sirren des elektrischen Lichts hören konnte. Eckarts Gesichtsmuskeln kontrahierten, er fasste sich hart an die Kehle, um den Binder zu lockern, der viel zu eng saß, ging raschen Schritts zur Tür und erklärte, der Verhörte brauche eine Pause und er selbst müsse dringend eine Information einholen. Dann schlug er die Tür hinter sich zu und begann zu laufen. Er riss an der Krawatte mit außer Kontrolle geratenen Fingern. Er lief schneller. Wischte sich den Schweiß aus seinem Gesicht. Und lief noch schneller. Nur mit größter Mühe konnten ihm die Bürodienner ausweichen. Endlich hatte er das WC erreicht. Im Spiegel sah er seine Pupillen als winzige Löcher, die sich pulsierend weiteten, bis sie von der Teerschwärze ganz ausgefüllt waren. Er steuerte eine Kabine an und verriegelte die Tür. Dann begann er zu fallen. Er fiel. Fiel. Und fiel.

3.

Mandeln. Süßliches Mandelfleisch. Er musste ein Würgen unterdrücken. Dann kam das Zittern wieder. Es durchlief seinen ganzen Leib. Die Hände hielten nichts, die Beine verloren den Kontakt zum Boden. Er stand kopfüber. Fiel kopfüber.

Bellende Maschinengewehre, das Pfeifen der Schrapnelle, die Schreie der Verwundeten sind um ihn. Novembermorgen. Man hat ihn aus der Sanitätsstation herausgerufen, weil Mangel an einfachen Rettungsleuten besteht. Wie immer, wenn die Mannschaften über die schlechte Verpflegung murren, lassen die Offiziere stürmen. Er kann nicht sagen, ob das Nebel ist, Gas oder Granatenrauch. Der Granatenrauch riecht nach Mandeln, nach dem Mandelfleisch, wenn die Frucht frisch aufgesprungen ist. Er kennt ihn aus seiner Kindheit, seine Mutter hat ihn in Italien mit den Früchten direkt vom Baum gefüttert.

Er ist erst zu einem der klammen Unterstände, dann zu einem Schützengraben geeilt. Der Bombenrichter liegt direkt über dem Graben, ein Loch im Loch. Erde, meterhoch aufgeschichtet, leuchtend grüne Sterne rechts und links, es riecht nach verbranntem Fleisch. Es riecht nach Mandeln. Der junge Soldat, über den er sich beugt, hat zu singen begonnen, Bis hierher hat mich Gott gebracht, ihm fehlt das linke Bein, Brandgeruch, ihm fehlt die linke Gesichtshälfte, Mandeln, ihm fehlt die linke Hand. Durch seine große Güte, er beugt sich tiefer, hält den Verbandtornister höher, damit er dem Verwundeten nicht ins Gesicht blicken muss, in das

ausgelaufene Auge. Bis hierher hat er Tag und Nacht, kein Jod, kein gottverdammtes Jod!, Bewahrt Herz und Gemüte, die Morphinflasche rutscht ihm aus den feuchten Händen, fällt klirrend zu Boden, Bis hierher hat er mich geleit, das Sirren in nächster Nähe, eine Detonation, über ihm kein Himmel, unter ihm kein Boden mehr. Er spürt den zur Hälfte abgetrennten Kopf des Soldaten neben seinem, den Körper des Soldaten auf seinem, das Koppelschloss presst gegen seinen Beckenknochen, dunkel ist es geworden und es wird dunkler und immer dunkler, bis er nichts mehr hört, nichts mehr spürt, bis ihm die Zeilen des Kirchenliedes nicht mehr einfallen. Wie ging es weiter, das Kirchenlied, wie weiter, Gottverdammte!, mir muss doch einfallen, wie dieses Lied weitergeht, wenn es mir einfällt, kommt vielleicht jemand zu Hilfe, wie, wie, wie.

Vom Glucksen des Blutes aus der Gurgel des Toten erwacht er. Es klingt, als hätte jemand eine Flasche umgestoßen. Eine warme Flüssigkeit läuft ihm selbst aus Nase, Mund und Ohren. Bis hierher hat er mich erfreut, bis hierher mir geholfen. Da waren sie wieder, die Liedstrophen. Irgendwo musste auch die Morphinflasche sein. Er hatte das Lied gefunden, also würde er auch die Flasche finden, irgendwo hier unter seinen Beinen musste sie sein. Wenn er sich nur ein wenig bewegen könnte, nur ein wenig, wenn dieser nach Kot und Moschus stinkende Kamerad über ihm sich doch ein wenig abrücken ließe, nur ein wenig. Ein klein wenig. Nicht zu viel. Denn wenn die Hände wieder eiskalt werden, kann er sie wärmen. Er weiß, dass es die Eingeweide des Toten sind, aber wenigstens geben sie ein bisschen

Wärme. Dann beginnt es wieder nach Mandeln zu riechen, nach dem süßen Fleisch. Und dann ist es wieder schwarz. Und dann erwacht er wieder. Und dann ist es wieder schwarz.

Und dann fand er endlich das Morphium. In der Brusttasche seines Jacketts. Er zog die Spritze auf.

Die Wirkung setzte langsam ein. Eckart war schweißgebadet, eine feine Blutspur zeichnete sich auf den Bodenkaacheln ab, er war mit dem Kopf gegen die Toilettentür gefallen. Langsam richtete er sich auf, die Morphiumflasche noch in der Hand, die jetzt nicht mehr zitterte.

Im Feldlazarett war er damals erwacht. Lange brauchte er, um zu verstehen, was ihm die Ärzte sagten: Er sei verschüttet gewesen. Keiner wusste, wie lange, die Frontlinie war längst eine andere. Seine Hand hätte über der Erde gezittert. Einem französischen Bauern sei das aufgefallen. Ein Wunder! Der habe ihn auch hierhergebracht. Ja, er leide zwar unter Schwerhörigkeit, das sei normal, aber nein, er habe sich nicht verhört, ein Franzose sei es gewesen, ein Feind, Irrtum ausgeschlossen.

Die Bilder verschwanden aus seinem Bewusstsein. Dann kehrten sie zurück. Als Psychoanalytiker wusste er, dass sie sich den »primitiven Sinnen« anschlossen, die näher am Unbewussten lagen: an Gerüche, an Tastwahrnehmungen und Geschmacksregungen. Manchmal genügte es, die Wörter auszusprechen, die mit ihnen verbunden waren. Dann meldete es sich wieder, sein »Kriegssouvenir«. Danach half nur noch die Spritze mit der klaren Flüssigkeit. Und lange schon verlangte sein Körper täglich nach ihr. Täglich nach mehr.

Eckart zog seine Kleidung zurecht und verließ die Kabine. Das Gefühl von Abertausenden von Nadelstichen auf der Haut. Eine warme Welle durchwogte seinen Körper.

Auch wenn die Anfälle seltener wurden: In die Medizin konnte er nicht mehr zurück, das wusste er. Ein Kriegszitterer und Morphinist im Beruf des Nervenarztes – undenkbar! Sein Vater und dessen Freund Friedrich Klant hatten ihn in den diplomatischen Dienst holen wollen, aber Eckart hatte beschlossen, sich nie wieder von seinem Vater abhängig zu machen. Und schon gar nichts wollte er mit dem Auswärtigen Amt zu tun haben, mit der Nähe zur Macht, die arrogant und zynisch werden ließ, wie Klant.

Eckart war am Waschbecken angekommen und sah in den Spiegel. Der allzu vertraute Blick. Die Pupillen stecknadelgroß, tiefblaue Lippen. Er fuhr sich durchs Haar.

Erst als sein Vater gestorben war, hatte er zu einer Entscheidung gefunden. Als ehemaliger Stabsarzt konnte er zur neu gegründeten republikanischen Kriminalpolizei. Eigentlich wollte er in Uniform bleiben, doch schickte man ihn in die Rechtsmedizin. Es war die Zeit, als Polizisten nachts vergeblich die Brücken bewachten, um zu verhindern, dass sich halb verhungerte Mütter mit ihren halb verhungerten Kindern ins Wasser stürzten. Nach einem Dreivierteljahr strapazierten ihn die Sektionen von Hungerleichen derart, dass er um eine Versetzung ins Tagesgeschäft bat. Alle rieten davon ab: zu wenige Kripobeamte, viel zu viel Arbeit. Und statt die Ursachen des Nachkriegselends zu bekämpfen, das für tägliche Vergewaltigungen, Raube, Morde und Selbstmorde verantwortlich war, dokterte die Polizei an den Sym-

ptomen herum, was doch gerade er, ein gelernter Mediziner, ablehnen müsse. Eckart winkte ab.

Er lernte rasch. Sein psychologisches Geschick kam ihm nicht nur bei Verhören zugute. Endlich konnte er sich bewähren, wie er sich im Krieg hatte bewähren und dem Gefühl entgehen wollen, noch immer Vaters Junge zu sein. Seine Aufklärungsquote war beachtlich, der Aufstieg innerhalb der Kripo reine Formsache. Zumal er einer der wenigen zuverlässigen Demokraten war, auf die sich das Innenministerium stützen konnte. Je mehr sich die Freikorps unter den Polizisten zu organisieren begannen und der *Völkische Beobachter* auf den Polizeiamttern kursierte, desto mehr verstand Eckart seine Arbeit als Aufbauarbeit für das neue Deutschland. Sein Vater, Klant, die Freikorps verkörperten für ihn die alte Welt, die Monarchie, seine eigene Hilflosigkeit als Sohn, als Bürger. Er war das Kind einer Generation, die ihr Blut und ihre Nerven auf den Schlachtfeldern des Weltkriegs gelassen hatte, und er wollte dafür einstehen, dass es nie wieder Krieg in Europa geben würde.

Und jetzt das!

Eckart begann sich Gesicht und Hände zu waschen. Er musste sich eingestehen, dass der Abscheu vor dieser Geschichte von Leichenbergen und Selbstjustiz einerseits und eine unbestimmte Faszination am neuen Fall andererseits einander die Waage hielten. Schon als er Tehlerian bei den ersten Ungereimtheiten ertappt hatte, war es ihm, als hätte er, wie in seinen Universitätsjahren, eine sportliche Herausforderung erhalten. Dieser offenbar politische Mord schickte sich an, der erste wirklich interessante Fall seiner Laufbahn

zu werden, und den durfte er sich nicht von seinem Kriegssouvenir kaputt machen lassen. Es war das erste Mal gewesen, dass er während eines Verhörs einen Anfall bekam. Vor Tagen hatte er damit begonnen, die Morphiumdosis zu senken; es stellte sich als kein guter Einfall heraus.

Eckart verließ das WC.

Das Schwerste waren immer die ersten fünfzig Schritte, wenn die Droge das Gleichgewichtsorgan auszuschalten drohte. Danach wurde alles sehr leicht. Der Kommissar zog sich rasch in seinem Büro um, dann kehrte er in das Vernehmungszimmer zurück.

[...]

»Gut«, sagte Eckart schließlich, »zu etwas anderem. Das ist jetzt sehr wichtig, um Ihre Tat vor Gericht zu beurteilen, also überlegen Sie gut: Als Sie an Talât vorbeigegangen sind, haben Sie da von hinten geschossen?«

»Ja.«

»Und Sie haben die Mündung der Waffe an seinen Kopf gehalten?«

»Ja. Ganz nah.«

»Und dann?«

»Ich weiß nicht, was ich danach gemacht habe.«

»Weggelaufen«, sagte der Kommissar mit einer Stimme, als wollte er dem Armenier soufflieren, »Sie sind weggelaufen, Tehlerian.«

»Ich weiß nicht, ob ich weggelaufen bin. Ich habe nur bemerkt, dass Blut fließt und Leute herumstehen.«

»Das haben Sie also bemerkt?«

»Als ich sah, dass viele Leute kamen, wusste ich plötzlich, man würde mich schlagen. Deswegen bin ich weggelaufen.«

»Und warum haben Sie unterwegs Ihre Waffe weggeworfen?«

»Ich weiß es nicht.«

»Woher stammt die Waffe?«

»Aus Tiflis. Ich habe sie 1919 gekauft. Man hat erzählt, dass die Türken in Georgien einmarschieren und alle Armenier töten würden. Ich wollte nicht wie das Vieh zur Schlachtbank gehen.«

»Und wo haben Sie sie aufbewahrt?«

»In einem Koffer. Zwischen der Unterwäsche. Meine Vermieterin sollte sie nicht finden. Sie hätte sie erschreckt.«

Tehlerian atmete aus.

»Sie war immer geladen.«

Eckart pfiff zwischen den Zähnen. Die Dolmetscherin drehte sich ihm zu, suchte seine Augen, dann sagte sie:

»Wenn Sie mich fragen, Herr Kommissar: In Wahrheit kann er damit bestimmt nicht umgehen. Wir haben das nie gelernt. Christen durften im Osmanischen Reich keine Waffen tragen. Es war ein Glückstreffer.«

»Glück? Glück nennen Sie das?«

Urplötzlich war die Stimme Wagners zu hören. Sie klang schrill, fast mädchenhaft schrill: »Geben Sie zu, dass Sie die Tötung von langer Hand geplant haben!«

»Die Mutter hat gesagt ...«

»Ach, hören Sie doch mit Ihrer Mutter auf!« tobte Wagner und kam aus seinem Winkel hervor. »War die Tötung von langer Hand geplant?«

Tehlerian zögerte, er war sichtlich irritiert. Er tauschte einen langen Blick mit der Dolmetscherin. Dann sagte er sehr langsam drei Worte. Es war totenstill im Raum, auch die junge Frau schwieg.

»Na?«, fragte Wagner, »was hat er denn nun gesagt?«

Fräulein Tomasian blickte zu Boden und antwortete tonlos:

»Ja. Ja, natürlich.«

Eckart stand langsam auf, ging einige Schritte, schwieg. Rosenberg biss sich auf die Unterlippe. Dann setzte er die Vernehmung für den Kommissar fort.

»Sie wissen, dass das die Todesstrafe für Sie bedeutet?«, fragte der Assistent vorsichtig. Die Augen von Tehlerian und Rosenberg begegneten sich erstmals. Nur für ihn schien der Armenier zu sprechen:

»Ja. Aber jetzt, nachdem ich meine Aufgabe abgeschlossen habe, ist mein Herz voller Dankbarkeit. Ich habe den Mord an mehr als einer Million Menschen gerächt. Was auch immer geschehen soll, wird geschehen.«

Seine Lippen bewegten sich noch einen Moment. Tonlos. Als murmelte er ein Gebet. Dann senkte er die Lider und fiel in sich zusammen.

Eckart gab Rosenberg einen Wink, ihm zu folgen, die Übrigen bat er, im Vernehmungszimmer zu warten. Sie blieben vor der angelehnten Tür stehen. Rosenberg putzte seine Brille und fragte:

»Sie glauben ihm nicht?«

Eckart blickte durch die angelaufenen Scheiben ins Innere des Vernehmungszimmers.

»Ich glaube ihm jedes Wort, das er über die Massaker erzählt hat. Und trotzdem lügt er.«

»Aber – wie ...?«

»Dieses Massaker haben andere erlebt, nicht er. Oder zumindest nicht alles. Und nicht so.«

Rosenberg blätterte verunsichert in seinen Notizen.

»Man lügt wohl mit dem Mund; aber mit dem Maul, das man dabei macht, sagt man doch noch die Wahrheit.« Das ist von Nietzsche.«

Eckart stützte sich an der Wand ab und begann nervös mit den Gegenständen in seiner Jackettasche zu spielen.

»Sie achten viel zu sehr darauf, was er sagt, Rosenberg, Sie müssen mehr darauf achten, wie er es sagt. Er spricht stockend, die Stimmlage ändert sich abrupt. Er blinzelt, vermeidet den Blickkontakt. Er sieht nach oben, kramt das auswendig Gelernte regelrecht zusammen. Würde er nach etwas in seinem Gedächtnis suchen, sähe er nach unten, in seine Erinnerungen. Er benutzt immer dieselben Formulierungen. Das tut man nur, wenn hinter den Wörtern kein eigenes Erleben steht.«

Beide schwiegen einen Moment.

»Sie müssen beginnen, nach den Wörtern hinter den Wörtern zu suchen, Rosenberg, sonst werden Sie nie ein guter Ermittler.«

»Aber wie können Sie so sicher sein?«, fragte der Assistent verlegen. Er rückte seine Brille zurecht.

Eckart sah zum Vernehmungszimmer hinüber. Wagner achtete streng darauf, dass Tehlerian und die Dolmetscherin nicht miteinander sprachen. Eckart sagte langsam, jedes Wort betonend:

»Ich weiß auf alle Fälle, wie es sich anfühlt, unter einer Leiche begraben zu sein.«

»Herr Kommissar ...?«

»Ich weiß es einfach, Rosenberg, fragen Sie nicht weiter. Seine ausweichenden Antworten, seine Unfähigkeit, mir auch nur ein Detail geben zu können – das war der erste Moment, in dem er gelogen hat. Und er wusste, dass ich es wusste.«

»Aber ...«

»Machen Sie die Probe, Rosenberg. Gehen Sie rein und bitten Sie ihn, die Stationen seiner Reise noch einmal exakt zu wiederholen. Aber diesmal in umgekehrter zeitlicher Reihenfolge.«

Rosenberg öffnete eine seiner Kladden, suchte die zugehörigen Seiten heraus, dann betrat er das Vernehmungszimmer. Er flüsterte Wagner etwas zu, der sah mit zusammengezogenen Augenbrauen zu Eckart hin. Nach wenigen Minuten kehrte Rosenberg zurück und schloss leise die Tür zum Vernehmungszimmer.

»Nun?«

»Alles falsch.«

»Wenn Sie ihn jetzt bitten würden, es wieder in der richtigen Reihenfolge zu erzählen, hätte er keine Mühe. Was man auswendig lernt, funktioniert nur in eine Richtung. Kein Mensch kann den *Erlkönig* von hinten nach vorn rezitieren.«

Rosenberg schwieg. Es war offensichtlich, dass er einen Kampf mit sich selbst führte. Eckart fasste ihn unter, zog ihn mit sich in sein Büro.

»Hier stimmt einiges nicht, Rosenberg«, sagte der Kommissar und begann im Zimmer hin und her zu gehen, um

seine Gedanken besser formulieren zu können, die Hand in der Jackettasche, worauf ein sich wiederholendes leises Klimpern ertönte.

[...]